

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Mons Kallentoft

Blutrecht



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PROLOG

Östergötland, Oktober

Hat der Junge im Film Angst? Der vor der Kamera in einer Welt ohne Himmel davonläuft?

Was spüren wir, wenn wir etwas verlieren, das für unser Leben von Bedeutung ist? Ist es Angst?

War es Angst, die ich fühlte, als ich lief? Als sie mich über den Schulhof jagten, mit glühenden Morgensternen nach mir warfen, mit ihren Schlangenworten?

Ich fürchtete mich vor der Wut, vor den Schlägen, die mich trafen, ohne dass ich begriff, warum. Waren die Schläge eine Selbstverständlichkeit? Warum weckte ich so große Wut bei ihnen?

Die größte Angst hatte ich aber immer vor der Einsamkeit, in der ich neben den Schlägen und den Beschimpfungen lebte. Und dennoch bin ich fast mein ganzes Leben lang einsam gewesen. Ich habe das Gefühl, als hätte ich allein auf einem regnerischen, leeren Acker gestanden und darauf gewartet, dass jemand zu mir kommt, nach dem ich mich sehne.

Der Himmel hat in diesem Herbst seine Schleusen geöffnet.

Der Regen hat die Stadt geplagt, die Felder und Wälder, die Menschen. Es hat auf alle Arten geregnet, die sich die Wolken nur ausdenken konnten.

Die Abwasserkanäle sind schon mehrfach übergelaufen. Überschwemmte Straßensiele, durch die tote Käfer und ertrunkene Mäuse in die Rinnsteine und auf Linköpings

Straßen gespült wurden. Ratten, groß wie Katzen, mit aufgedunsenen, verrottenden weißen Bäuchen. Das Grauen aller Bürger. Schlangenbrut, die nach Luft schnappt, sie will sich zumindest noch einmal häuten, bevor sie ertrinkt, will als Schlange leben, bevor das Schlangenleben ein Ende nimmt.

Wer weiß, was noch alles aus der Unterwelt hochgespült werden kann?

Wir Menschen sind wie Hunde. Wir können in der Gesellschaft von unseresgleichen am einsamsten sein. Aber wir sind ängstlicher als Hunde, denn wir wissen, dass der Schmerz eine Geschichte hat, wir erkennen den Schmerz wieder, wenn er sich nähert.

Die Schlangenbrut lebt in meinem Blut und will nicht aufhören zu lärmern, weigert sich, mich in Ruhe zu lassen.

Sie zischen, die Schlangen.

Spucken. Ihre Zungen flattern unter meiner Haut.

Die Welt draußen ist heute Abend noch dunkler auf den Bildern hier.

Regentropfen wie schwere Träume an einer sich wehrenden Fensterscheibe. Was soll ich tun?

Ich will nur ein Teil von dem zurückholen, was mir gehört.

Ich erinnere mich an Vater.

Aber was ich am deutlichsten in Erinnerung habe, ist die Angst. Wie er ohne Vorwarnung zuschlug, wie er mit geballter Faust meinen Körper suchte.

Mein Vater hielt die Kamera mit der einen Hand dicht an sein rechtes Auge und wedelte mit der anderen in der Luft herum, versuchte mich hierhin und dorthin zu dirigieren, die Wirklichkeit zurechtzurücken, sie dorthin zu lenken, wo er sie haben wollte, sie so einzurichten, wie er es wollte.

Aber etwas geht immer verloren.

Und lässt sich nicht wieder einfangen.

Ich weiß jetzt, was Angst ist. Das Gefühl, dass das alles ist, was bleibt, alles, was blieb. Dass es nie etwas anderes gab.

Die Bilder auf der Leinwand, die er im Wohnzimmer aufgespannt hatte. Es sind verwackelte Super-8-Bilder, in blassen Farben, fast schwarzweiß. Ich, der Junge, lautlos und stolpernd, als könnte allein diese einäugige Kamera meine Unruhe einfangen.

Ich sah, wie mein Leben auf den Bildern sich entwickelte. Ich sehe die gleichen Dinge heute geschehen.

Nackte, kalte Füße, die über taufeuchtes Gras und kalten Kies rennen, ein Ball, der hoch in die Luft geschossen wird, ein gekrümmter Körper, der in eine Sandkiste stolpert.

Dann nimmt die Bitterkeit überhand. Die Scham. Die hängenden Schultern des Besiegten werden zur eigentlichen Haltung. Und so etwas vererbt sich.

Manchmal wäre ich am liebsten direkt ins Herz des Bösen gegangen. Um vor seinem Haus zu stehen, unter dem Baum, und zu warten.

Was will der Junge, der ich auf den Bildern bin? Was glaubt er in seinem ewigen Jetzt?

Glaubt er, dass das Lachen das Leben ist? Das Gehetztwerden? Nun musste Mama die Kamera halten. Ich bin in Papas tabakduftenden Armen, die mit grauer Wolle bedeckt sind, und im Hintergrund leuchtet schwarzweiß ein Tannenbaum. Ich weine. Mein Zweijährigengesicht ist vollkommen verzweifelt, ich selbst bin wohl auf drei Gefühle reduziert: Trauer, Panik und diese verfluchte Angst.

Was denkt der Junge? Der Junge mit den geschwollenen roten Wangen?

Ich bekomme einen Kuss auf die Stirn.

Hier hat Vater einen Bart, wie es der damaligen Mode entspricht, Mama sieht fröhlich aus in ihrem kurzen Kleid, und für ein paar Sekunden bin ich auch wieder ganz froh.

Es gibt eine Möglichkeit im Wald. Zerhackt von messerscharfem kaltem Regen und giftigem grauem Wind. Eine Gelegenheit, mich wiederaufzubauen, den Menschen, der zu sein ich das Recht habe, dessen Leben aus einer Serie schwarzweißer schöner hässlicher Bilder in einem parfumdüftenden weißen Umschlag besteht.

Der Projektor hinter mir summt und stottert, meine Schultern und mein Kopf werfen einen Schatten auf den Rand der Bilder, als wollte ich in sie hineintreten und erneut der kleine Junge sein. Um aus ihm den Jungen zu machen, der er hätte werden können.

Wo ist die Liebe geblieben? Der Tabakduft. Ich ging zu dir, Vater, obwohl du mich geschlagen hast. Ich ging zu dir, weil ich es nicht besser wusste.

Das muss wohl an der Weichheit eines anderen Menschen liegen, so muss es sein.

Papa und ich in einem Park. Er wendet sich ab, als ich hin falle. Mama wendet die Kamera von mir ab, hält sie direkt in sein Gesicht, und er zieht Fratzen. Oder sieht er immer so aus?

In seinem Gesicht ist keine Liebe zu entdecken.

Nur Ekel.

Dann ist der Film zu Ende.

Alles blinkt. Schwarz weiß, schwarz weiß, hack hack.

Ich erinnere mich an den Jungen auf den Bildern.

Ich weiß, wozu er in der Lage gewesen wäre.

Ich weiß, was diese Nacht in ihrem eitrigen Schoß verbirgt. Ich weiß, dass die Schlangenbrut herausmuss, aus mir heraus, dass ihre bösen Gesichter zerstört werden müssen.

Ich kann mich selbst durch Gewalt wiedererobern.

Teil I

Die fortdauernde Liebe

I.

Donnerstag, der dreiundzwanzigste Oktober

Langsam, langsam in die Nacht hinein.

Nur ganz leicht Gas geben, damit nichts schiefeht.

Die Hände auf dem Lenkrad zittern, draußen ist es schwarz und nass, der Sturm jagt den Regen horizontal durch die Luft, und große Tropfen vermischen sich mit mikroskopisch kleinen, die Windschutzscheibe ist voll mit schwarzen Tränen, die kein Scheibenwischer mehr bewältigen kann.

Malin Fors spürt ihr Herz klopfen, sie sieht es geradezu vor sich, schwarz und geronnen und kämpfend wie die Nacht da draußen. Sie fährt immer noch den Waldweg entlang, und die kahlen Äste der Bäume greifen nach dem Auto wie knorrig Tentakel prähistorischer Ungetüme.

Malin nimmt die Geschwindigkeit zurück und wischt sich mit einer Hand über die Augen. Sie redet sich ein, dass das auf ihren Wangen nur Regen ist.

Sonst nichts.

Sie atmet tief die abgestandene Luft im Auto ein und spürt Übelkeit in sich aufsteigen.

Es prasselt auf das Blechdach ihres weißen Volvo-Dienstwagens. Kleine weiße Kügelchen prasseln auf das Dach. Bald wird es donnern, und der Hagel muss mittlerweile faustgroß sein, er übertönt den Motor, scheint ihr zuzuschreien: Jetzt hast du deine Entscheidung getroffen, jetzt gibt es kein Zurück, jetzt hast du aufgegeben, Malin Fors!

Ihr Körper zittert.

Jannes Gesicht tanzt vor der Windschutzscheibe, Toves ebenso.

Das fünfzehnjährige Gesicht von Malins Tochter ist erschreckend leer, seine Konturen und Formen verschmelzen mit der dunklen Herbstnacht, und wenn Tove versucht, etwas zu sagen, verschwindet ihre Stimme in dem Lärm des Hagels auf dem Autodach.

Dann verstummt er.

Nun ist nur noch der Motor zu hören, und ansonsten so vorsichtige Tropfen auf der Windschutzscheibe, dass die Scheibenwischer ihrer wieder Herr werden.

Malin klebt die Kleidung feucht am Körper.

Langsam kann sie das Licht der Autobahn Richtung Linköping erahnen, zitternde Leuchtfeuer in der Nacht, und während sie näher kommen, fährt sie schneller und denkt: Jetzt ist es mir scheißegal, ich kann einfach nicht schnell genug hier wegkommen, und sie sieht Jannes Gesicht vor sich: Er ist nicht wütend, nicht traurig, nur müde, und das erschreckt sie.

Das war ein schöner Gedanke: dass sie – Malin, Janne und Tove – füreinander geschaffen waren und mit dieser Gabe leben könnten.

Tove und sie waren im Spätsommer wieder in Jannes Haus bei Malmslätt gezogen. Mehr als ein Jahrzehnt nach der Scheidung wollten sie es noch einmal versuchen, sie fühlten sich fast dazu gezwungen nach diesem wahnsinnigen, heißen Sommer, der Tove fast das Leben gekostet hatte, als sie von der Mörderin gekidnappt wurde, hinter der Malin damals her war.

Malin hatte im September im Vorgarten des Hauses gesessen, in dem sie vor langer Zeit zusammen gelebt hatten, und sie hatte Tove und Janne zugeschaut, die Unkraut jäteten und das Laub bei den Autowracks wegharkten. Sie hatte ihnen zugeschaut und geglaubt, dass es tatsächlich

möglich war, noch einmal anzufangen, eine neue Welt zu erschaffen, wenn nur der Wille und das Fundament vorhanden waren.

Anfangs hatten sie das Spiel gut gespielt. Nicht zu viel gearbeitet, zusammen gekocht, gegessen, gegessen, geliebt, geliebt, versucht, miteinander zu reden, versucht, etwas wirklich Bedeutsames zu sagen.

Dann hatte der Herbst richtig eingesetzt.

Sie waren mit ihrer Tochter zur Kinderpsychologin im Universitätskrankenhaus gegangen, doch Tove hatte sich geweigert, mit ihr zu sprechen. Sie sagte, dass es nichts gab, worüber man sprechen müsste: «Mama, ich habe keine Angst. Ich komme schon klar. Es ist doch gutgegangen. Du warst doch nicht daran schuld.»

«Niemand war daran schuld.»

Aber Malin wusste, dass sie schuld war. Tove war im letzten Sommer in diesen Fall mit hineingezogen worden, und wenn das, was passiert war, nicht Malins Schuld war, wessen Schuld war es dann? Würde sie nicht bei der Polizei arbeiten, dann wäre das niemals passiert.

«Menschen machen eben manchmal seltsame Sachen, Mama.»

Malin wünschte sich oft, ebenso rational und pragmatisch zu sein wie ihre Tochter und sich ebenso leicht mit den Dingen abzufinden: Tove schien geradezu unberührbar zu sein.

Das Autowrack auf dem Grundstück. Nicht wieder zugeschraubte Zahnpastatuben. Banale Milchkartons, die falsch aufgerissen worden waren. Worte, die in den Raum geworfen wurden und unbeantwortet und ungehört zurücksprangen. Dachziegel, die ausgewechselt werden sollten. Lebensmittel, die mit dem Auto in unsympathischen Riesensupermärkten eingekauft werden mussten. Schuld und Reue, die mit alltäglichen Handlungen und dem verzweifelten Wunsch, mit den Jahren klüger zu werden, aus-

radiert werden sollten. Sie spürte die Wut, die Anfang November angeschlichen kam: die Bogenfeile an der Seele, die Hiebe, die leise, aber hässliche Verachtung der Liebe, und in den Träumen kam dieser kleine Junge zurück, und sie hätte gern mit Janne über ihn gesprochen, darüber, wer er sein könnte, wer er war. Sie lag neben Janne im Bett und wusste, dass er auch wach war, aber kein Wort wollte ihr über die gelähmte Zunge kommen.

Die Wohnung in der Stadt war an Studenten vermietet worden. Sie saß bis spät abends im Polizeipräsidium, Janne sorgte dafür, dass er Dienst hatte, wenn sie freihatte, sie wusste und verstand es und konnte ihm keine Vorwürfe machen.

In ihrer Freizeit hatte sie wieder angefangen, sich mit dem Fall Maria Murvall zu beschäftigen. Sie wollte das Rätsel lösen, die Antwort auf die Frage finden, was mit der jungen Frau passiert war, die vergewaltigt und in den Wäldern bei Hultsjön gefunden worden war, wo sie hilflos herumirrte. Und die jetzt stumm in einem Zimmer im Krankenhaus von Vadstena saß.

Jannes Geduld gegen ihre Wut.

Die sie noch wütender machte.

«Tu, was du willst, Malin. Tu, was du tun musst. Aber vielleicht solltest du versuchen, mal abzuschalten, wenn du bei uns zu Hause bist?»

«Janne – sag mir bitte nie, nie, nie, was ich zu tun habe.»

Und dann kam der Heiligabend, irgendetwas war mit dem Schinken, ob sie süßen oder scharfen Senf dazu essen sollten, und Janne brauste auf, als sie sagte: «Ist doch egal», ohne ihm überhaupt zugehört zu haben. Und dann wurde sie wütend, weil er nicht einmal «so eine lächerlich einfache Sache wusste, wie dass zu einem Weihnachtsschinken süßer Senf gehört».

Er schrie sie an.

Sie solle sich zusammenreißen und versuchen, etwas freundlicher und normaler zu sein, sonst könne sie gleich ihre Siebensachen packen und in ihre verdammte Wohnung abhauen. Er schrie, sie könne zum Teufel gehen, es sei von Anfang an eine blöde Idee gewesen, und außerdem habe er ein Angebot, nach Silvester mit dem Hilfswerk in den Sudan zu fahren und er würde schon allein deshalb voller Begeisterung zusagen, um ihren spitzen Bemerkungen und Launen zu entkommen.

«Scheiße, du bist krank, Malin, begreifst du das nicht?»

Sie hielt ihm ein Glas Tequila mit Cola hin.

«Jedenfalls bin ich nicht so bescheuert, dass ich den Weihnachtsschinken mit dem falschen Senf versaue.»

Tove saß ein paar Meter von ihnen entfernt am Küchentisch, ihre Hände lagen auf der roten Baumwolltischdecke, neben einem frischgeschnitzten Schinkenspieß und dem rotem Geschirr, das sie erst vor kurzem bei Ahléns gekauft hatten.

Janne verstummte.

Malin hätte ihn am liebsten noch weiter angeschrien, aber stattdessen schaute sie zu Tove hinüber.

Ihre Tochter hatte die blauen Augen weit aufgerissen und richtete geradezu ängstlich eine einzige Frage in das nach Weihnachtspunsch duftende Zimmer:

«Läuft das immer so, wenn man jemand liebt? Dann verzichte ich liebend gern auf die Liebe.»

Malin kann ahnen, dass der Himmel dort, wo die Stadt anfängt, heller wird.

Nicht viel Verkehr.

Sie fragt sich, ob sie in ihrer Wohnung eigentlich trockene Kleidung zum Wechseln hat, aber eigentlich weiß sie, dass nichts da ist, höchstens in irgendeiner Schublade auf dem Dachboden, die ganze übrige Kleidung ist in Jannes Haus.

Ein schwarzer Wagen fährt an ihr vorbei. Es ist unmöglich, in dem Nebel die Automarke zu erkennen, aber der Fahrer hat es eilig, er fährt fast doppelt so schnell wie sie.

Erneut Regen, und dazu flattert orange und gelbes Laub vor der Windschutzscheibe vorbei, tanzt vor ihr auf und ab wie Flammenzungen, die aus dem Höllenfeuer selbst entsprungen sind, eine Brutstätte, die flüsternd das Böse in der Stadt und in dieser Landschaft heraufbeschwört: Kommt hervor, Böses und Gemeines, kommt hervor aus euren überschwemmten Höhlen, zeigt, wie eine Welt ohne Liebe aussieht.

Jannes verdammte Entschuldigungen klingen in den Geräuschen und in ihr selbst nach.

Nie wieder so ein Weihnachtsfest wie das letzte. Das hatte sie sich geschworen.

«Ich muss fahren.»

Sie hatten am ersten Weihnachtsfeiertag erneut darüber gesprochen. Malin hatte einen Kater, und es gelang ihr nicht, ihm etwas entgegenzuhalten. Sie war nur insgeheim wütend und traurig, weil alles wieder so zu laufen schien, wie es jedes Mal lief.

«Ich werde da gebraucht. Ich kann mich nicht mehr im Spiegel ansehen, wenn ich ablehne. Die brauchen meine Erfahrung, um die Latrinen im Flüchtlingslager so schnell wie möglich an Ort und Stelle zu kriegen, und wenn das nicht passiert, dann werden Tausende von Menschen sterben wie die Fliegen. Hast du schon einmal gesehen, wie ein Kind an Cholera stirbt, Malin?»

Sie hätte ihm schon damals gern eins aufs Maul gegeben.

In der Nacht, bevor er abfuhr, schliefen sie zum letzten Mal miteinander.

Aber hart und ohne Wärme, und sie hatte das Gefühl, Daniel Högfeldts festen Körper über sich zu haben – das war der Journalist, mit dem sie ab und zu Sex hatte –, und

sie kratzte Janne über den Rücken, biss ihn in die Brust und spürte den metallischen Geschmack seines Bluts, und er hatte sie machen lassen, als gefiele es ihm, von ihrer Wut gequält zu werden.

In dieser Nacht hatte sie Fleisch in sich. Hartes, erigiertes Fleisch.

Janne war nach einem Monat zurückgekommen, sie selbst war zu diesem Zeitpunkt in ihre Arbeit mit dem Fall Maria Murvall vergraben und verbrachte die Wochenenden damit, die Kollegen aus Motala zu befragen, die den Fall damals bearbeitet hatten.

Tove lebte neben ihnen her. Das ergab sich einfach so.

«Sie ist nie zu Hause. Ist dir das schon aufgefallen?», fragte Janne eines Abends im April, als sie beide gleichzeitig freihatten und Tove in der Stadt im Kino war.

Malin hatte es nicht bemerkt. Wie hätte sie es auch bemerken sollen, wo sie doch selbst nie zu Hause war?

Sie hielten Familienrat ab und beschlossen, es doch noch einmal mit einer Familientherapie zu versuchen, und mehrere Male stand Malin mit dem Telefonhörer in der Hand da, um die Psychoanalytikerin Viveka Crafoord anzurufen, die ihr kostenlose Sitzungen angeboten hatte.

Doch ihre Zunge war wie gelähmt.

Im Frühling hatte Malin den beiden wieder bei der Arbeit im Garten zugesehen. Sie selbst war nur physisch anwesend, ihr Kopf war mit einem komplizierten Ehrenmordfall beschäftigt.

«Wie kann ein Vater seinem Sohn bloß erlauben, seine Tochter zu töten? Janne, kannst du mir das sagen?»

«Heute Abend trinkst du keinen Tequila mehr.»

«Ich hasse es, wenn du mich so ermahnst. Das klingt, als würde ich dir gehören.»

Linköping ist in eiskalten Regen gehüllt.

Was ist diese Stadt eigentlich anderes als die Verpuppung menschlicher Träume? Seite an Seite schufteten die Einwohner der fünftgrößten Stadt des Landes. Sie sehen sich an. Schätzen sich gegenseitig ab. Versuchen einander trotz ihrer Vorurteile zu mögen. Die Menschen in Linköping wollen das Beste, denkt Malin. Aber wenn so viele in ständiger Sorge leben, ob sie ihren Job behalten und ob das Geld noch bis zum Ende des Monats reicht, während einige wenige in Saus und Braus leben, dann reicht die Solidarität oft nicht mehr aus. Die Einwohner der Stadt leben Seite an Seite, nur getrennt durch hauchdünne geographische Grenzen. Du kannst aus den protzigen Villengärten bis in die Wohnsilos schreien, und von den bröckelnden Balkonen ruft es zurück.

Der Herbst ist die Zeit des Verrottens, denkt Malin. Die ganze Welt ist verfault und wartet darauf, von der Kälte des Winters eingeschlossen zu werden. Der Herbst hat die Farbe der Flammen, aber es ist ein kaltes Feuer, das nur Kaltblüter unter den Tieren genießen und lieben können. In der Schönheit des Herbstes, in den Flammen des Laubs ist nur das Versprechen zu finden, dass alles noch schlimmer wird.

Ihre Hände auf dem Lenkrad zittern nicht mehr.

Geblieden ist nur die feuchte Kälte auf ihrem mageren Körper. Mein Körper ist stark, denkt sie. Wenn ich auch sonst so ziemlich alles vernachlässige, mein Training habe ich nie geschwänzt, ich bin stark, verdammt stark, ich bin Malin Fors.

Sie fährt am alten Friedhof vorbei.

Sie sieht das Spiegelbild des Kirchturms wie eine mittelalterliche Ritterlanze in die Windschutzscheibe fallen, bereit, sie aufzuspießen.